

**Rede anlässlich der Ausstellung „Kai Savelsberg – Klassiker“, Galerie Freitag 18.30, Aachen,
1. Oktober 2004**

I.

Einst wurde einem Künstler geraten, er solle „den Griffel doch von der rechten in die linke Hand nehmen“, so entstünde wenigstens nicht immer gleich ein Meisterwerk, sondern „hier und da auch etwas *brauchbares* unter all dem Schönen“. Will sagen: der Kunst sollte zwar Meisterschaft, es darf ihr aber auch ruhig mancher Fehler innewohnen, wenn sie dabei nur authentisch bleibt, wenn ihr Ziel nicht das Ornament ist, das uns den Alltag bespannt, sondern einen Ausdruck echter Haltung darstellt.

II.

Von einem Klassiker der Moderne, dem Dresdner Hermann Glöckner weiß man spätestens seit einem Filmporträt, wie seine ebenso stillen wie wunderbar monumentalen „Kurvenschwünge“ entstanden. Jene fast schon theatralisch einfachen Zeichnungen übereinander liegender, einander verfolgender, elliptischer Kreidebahnen, die wie ein niedergeschriebenes Perpetuum mobile aussehen und alle Kraft und Weisheit dieses Künstlers, seine Lebenserfahrung und -hoffnung in sich bergen.

Manchmal entstanden sie zu Dutzenden hintereinander, ein Blatt nach dem andern, bisweilen schloss Glöckner sogar die Augen und fühlte nur, was er zeichnete. Dann ist es auf einmal vorbei. Nach einer solchen – wir würden heute sagen „Session“, wurde jedes Blatt genauestens betrachtet. Und von den Dutzenden und Aberdutzenden hielten vielleicht ein, zwei oder drei Blätter dem Urteil des Künstlers stand.

III.

Die beiden Szenen passen ziemlich gut auf Kai Savelsbergs Situation.

Sein Suchen zum Beispiel. Die Manier, in begrenzten Serien und Suiten zu arbeiten, die vor allem technisch und formal zusammengehören, deren Arbeiten alle von einem gemeinsamen Punkt ausgehen und erst dadurch inhaltlich, thematisch aufeinander passen. Irgendwann ist so eine Serie beendet und Kai Savelsberg wechselt den Stil, weil er glaubt, in *der* Art, in dieser Sprache alles gesagt zu haben und überzeugt ist, den Medien und Manieren nichts neues mehr abgewinnen zu können.

Der außenstehende Beobachter, und das sind wir alle, kann das nicht immer so einfach nachvollziehen. Wenn uns eine Serie gefällt, die Art, wie ein Strich gesetzt wird, um einen Körper in eine durch den Malgrund vorgegebene „Architektur“ zu stellen, sie angeschnitten wird und Spannung erzeugt, dann wollen wir uns satt sehen können an immer dem gleichen Strich, und an Varianten; uns freut, dass wir das System erkennen – es unter den vielen Möglichkeiten anderer Bildermacher *wieder*erkennen.

Doch den Maler langweilt es da schon. Seine Herausforderung liegt nicht in der Darstellung zahlloser Nuancen, sondern in der Eroberung neuer Möglichkeiten.

IV.

Die „Klassiker“ kehren nur vermeintlich zurück zu schon bekannten Werkgruppen, sie zitieren bekannte Muster, obgleich Kai Savelsberg doch schon einmal ganz woanders war.

Fundstücke werden als Bildertafeln verwendet, Türen, Fenster, auf denen Gesichter und Figuren zu erkennen sind, die sich dahinein gestellt haben, als versteckten sie sich vor der Welt. Materialien gehören wieder dazu, werden collageartig eingebaut wegen ihrer Tonwerte und Strukturen. Dazu sind die Bilder mit Gaze verspannt, jenem Schleier, der alles weich zeichnet, der die Konturen und Brüche des Materials modelliert, ihm ein Facelifting verabreicht, der aber auch die Maltechniken verdeckt, so dass die Resultate suggestiver wirken, als sie letztlich vielleicht sind.

Und die Melancholie ist zurückgekehrt. Jene nicht zu beschreibende, nur mehr spürbare *Seelenwundheit*.

V.

„Die neuen ‚Klassiker‘ sind näher an mir dran als vorherige Werke“, schreibt Kai Savelsberg. Vielleicht, weil sie mehr sind.

Entstanden in kürzester Zeit, noch immer mit gut sichtbaren Arbeitsspuren, an manchen Stellen unvollkommen, an anderen, bedeutenderen bis ins Detail *durchgestanden* und zu Ende gemalt, machen sie den Eindruck, als wären sie allererste Reaktionen auf Ereignisse und Erlebnisse. So nah, ahnt man, war der Maler Savelsberg selten zuvor an sich selbst dran. So laut und vernehmlich hat er noch niemals zuvor über sich *gesprochen*. „Bad Day“, „Bedrängt“, „Allein unter Freunden“ – er hat seinen Bildern wahre Titel gegeben.

Die „Klassiker“ beweisen, dass Kunst zuallererst und überhaupt ein Parforceritt durch das Seelenleben eines Einzelnen ist, sie nicht die Befindlichkeiten einer Gruppe wiedergibt, wiedergeben kann, soll, überhaupt darf und nichts an der Realität für den Außenstehenden verändert, sondern mit keinem sonst als mit dem Künstler zusammenhängt.

Text © Stefan Skowron, Aachen, September 2004